

Freiheitsräume

Über das Studium vor und nach der Bologna-Reform

| IM GESPRÄCH | Ein Studium ist ein prägender Abschnitt auf dem eigenen Lebensweg und die erste grundlegende Entscheidung darüber, in welche Richtung der eigene Bildungs- und Berufsweg gehen soll. Wie hat die Bologna-Reform diesen Lebensabschnitt verändert? Persönliche Eindrücke zweier Menschen, die das Studium vor und nach der Bologna-Reform auch beruflich an die Hochschule geführt hat.

Forschung & Lehre: Herr Professor Ladenthin, Sie haben in einer Zeit studiert, in der Bologna nur als Universitätsstadt in Mittelitalien bekannt war, während Sie, Frau Juniorprofessorin Noack, geprägt von den Effekten der Bologna-Reform in die Wissenschaftswelt gestartet sind. Was sehen Sie jeweils vor Ihrem inneren Auge, wenn Sie an Ihre Studienzeiten zurückdenken?

Claudia Noack: Da sehe ich mich an meinen ersten Tagen an der Universität, die damals etwas komplett Neues für mich war. Ich erinnere mich an die Worte des Universitätspräsidenten bei

der Einführungsveranstaltung. Er sagte: Wenn Sie im Hörsaal sitzen, haben Sie immer zwei Arten von Personen neben sich: Eine werden Sie nie wiedersehen, die andere wird für immer Ihre Freundin oder Ihr Freund bleiben. Und für mich kann ich sagen: Das ist wahr!

Volker Ladenthin: Ich erinnere den Geruch der neuen Bücher im Buchladen, von denen man nicht mal wusste, dass es sie überhaupt gibt. Und diese Bücher durfte man jetzt vor Beginn des Semesters kaufen und mit nach Hause nehmen. Das war ein Moment absoluten Glücks. Mein erster Kauf waren

mittelhochdeutsche Texte von Walther von der Vogelweide und ein Band zur griechischen Geschichte für damals 56 Mark. Mein Vater hat die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen, er konnte nicht verstehen, wie man für Bücher so viel Geld ausgeben kann.

F&L: Was hat dieser Einstieg in das Studienleben für Sie bedeutet?

Claudia Noack: Neben den zahlreichen neuen fachlichen Erfahrungen war es für mich der Einstieg in die selbstständige Lebensführung. Ich habe zum ersten Mal alleine gelebt und das während meines Erasmus-Semesters in Toulouse auch im Ausland. Es war sehr eindrucksvoll für mich, zum ersten Mal weiter weg von der Familie auf eigenen Beinen zu stehen.

Volker Ladenthin: Der Einstieg in das Studium war für mich ein großes Freiheitsgefühl. Die Studienordnung sah vor, dass ich nur eine Handvoll Scheine machen musste. Der Rest war frei. Ich konnte in alle Veranstaltungen hineinhören und mich mit aufregenden Themen beschäftigen. Es war ein tolles Gefühl, sich anders als in der Schule nur auf das konzentrieren zu können, was einen wirklich interessiert.

F&L: Ein Kritikpunkt an der Bologna-Reform ist, dass sie das Studium verschult habe. Wie nehmen Sie das wahr, Frau Noack – können Sie das Freiheitsgefühl teilen, das Herr Ladenthin beschreibt?

Claudia Noack: Das hängt sicherlich vom Fach ab, denn in einigen Disziplinen muss man sich zunächst die Grundlagen aneignen, um die Inhalte richtig verstehen zu können. Für mich war ein festes Grundgerüst daher wichtig. Es hat



Foto: privat

Claudia Noack ist Juniorprofessorin im Fachbereich Wirtschaftswissenschaften an der Universität Bonn.



Foto: Claudia Friedrich

Volker Ladenthin ist emeritierter Professor für Erziehungswissenschaften an der Universität Bonn.

mir Sicherheit gegeben, dass die Kurse aufeinander aufbauen. Wenn man neu an die Universität kommt, sind nach meinem Eindruck viele erst mal überfordert, da sie nicht wissen, wie das System „Hochschule“ funktioniert. Auch ich fand es sehr hilfreich, als mir gesagt wurde, im ersten Semester hörst du dies und im zweiten Semester hörst du das, was einen nicht davon abhält, nebenbei noch andere Veranstaltungen zu besuchen, falls man daran interessiert ist.

Volker Ladenthin: Ich habe das genau umgekehrt erlebt. Erst mal habe ich mich als Neuling ganz naiv reingestürzt in alle Anforderungen. Dann habe ich gemerkt, ich bin überfordert, und habe reagiert, indem ich meine eigenen Schwerpunkte gesetzt habe. Das fand ich sehr reizvoll. Natürlich gab es bei uns auch fürchterliche Pflichtkurse, die wir absolvieren mussten, wie Hilfsmittelkunde, aber man hatte die Möglichkeit, zu staunen über die Breite der Themen, und war motiviert, sich anzustrengen.

F&L: Hatten Sie den Eindruck, dass alle diese Freiheit so genießen konnten wie Sie?

Volker Ladenthin: Problematisch war es für die Studierenden, die sich nicht gut orientieren und strukturieren konnten. Ich würde schätzen, dass 20 Prozent der Studierenden bei uns damals bereits im zwanzigsten Semester waren. Es gab sehr viele Misserfolge, vor allem bei Studierenden, die sich nicht zur Prüfung meldeten, weil sie Angst hatten, dass sie durchfallen könnten. Heute werden alle sanft zur Prüfung gezwungen. Schwierig war auch die Abhängigkeit von den Professorinnen und Professoren. Man hatte wenig Möglichkeiten, zu verifizieren, ob die Noten, die man bekam, auch gerechtfertigt waren, weil es keine curricularen Vergleiche gab. Es gab keine veröffentlichten Standards, auf die man sich hätte berufen können, keine Lehrzielbeschreibungen in etwaigen Akkreditierungsunterlagen. Zudem war es mit der Anwesenheit der Kolleginnen und Kollegen so eine Sache. Da gab es schon einige, bei denen es sehr, sehr lange dauerte, bis sie die Hausarbeiten korrigiert hatten. Die Prüfungsabläufe waren sehr locker, manchmal sehr unspezifisch: Man ging nach acht Semestern zur Anmeldung ins Prüfungs-

büro, dort wurde festgestellt, ob noch etwas fehlte, was dann noch schnell nachgeholt werden musste. All das war nicht die Regel, aber ich habe es selbst erlebt.

F&L: Wie hat sich die Beziehung zu den Lehrenden Ihrer Wahrnehmung nach seit der Bologna-Reform verändert?

Volker Ladenthin: Vor der Bologna-Reform gab es mehr Möglichkeiten, eine engere und persönliche Bindung zu den Lehrenden aufzubauen. Wir haben zum Beispiel in einer kleinen informellen Gruppe im Studium zusammengearbeitet, besonders die Veranstaltungen „unseres“ Dozenten besucht, weit über die Pflichtseminare hinaus. Wir haben seine Vorträge am Ort gehört, seine Aufsätze und Bücher gelesen, ihn vor Kritik von anderen Kommilitonen verteidigt.

Wir saßen – die älteren Semester mit ihrem eingespielten Sprachgebrauch bestaunend – im Kolloquium oder Oberse-

»Vor der Bologna-Reform gab es mehr Möglichkeiten, eine engere und persönliche Bindung zu den Lehrenden aufzubauen.«

Volker Ladenthin

minar, zu dem man ausschließlich persönlich eingeladen wurde: „Tragen Sie doch mal vor, Herr...“ Dann hat die Seminargruppe reagiert und die abschließenden Bemerkungen kamen dann ex cathedra und doch ad personam vom Dozenten. Dadurch konnte man viel unmittelbarer lernen, was es bedeutet, wissenschaftlich zu arbeiten.

F&L: Haben Sie ähnliche Erfahrungen gemacht, Frau Noack?

Claudia Noack: So eine enge Betreuung gab es bei uns nicht. Das wird in kleineren Fächern und kleineren Universitäten aber anders sein. Ich habe mein Studium gemeinsam mit 250 Studierenden angefangen. Die Beziehung zu den Dozierenden war distanzierter, als Sie es beschreiben.

F&L: Verändert hat sich auch die Prüfungskultur: weg von einer entscheidenden Prüfung zum Abschluss hin zu mehr Leistungsnachweisen während des Studiums. Wie haben Sie die Prüfungskultur während Ihres Studiums empfunden?

Volker Ladenthin: Die Abschlussprüfung war belastend, weil sie, wenn sie nicht klappte, das ganze Studium infrage gestellt hat. Aber meine Meinung dazu ist: Auch ein Pilot muss bei einem einzigen Flug sein Können zeigen. Dem Druck muss man standhalten können. Wenn man wie heute die einzelnen Phasen bewertet, bewertet man nicht das Studium als Ganzes. Die Aufspaltung von Wissenschaft in Teilkompetenzen empfinde ich als problematisch. Eine große Abschlussprüfung zeigt eher, ob jemand im Gesamten Germanistin oder Germanist war, und nicht etwa, ob er sich im Faust, erster Teil, dritte Szene auskennt.

Claudia Noack: Ich bin froh, dass es nicht die eine Abschlussprüfung gab, das hätte bei mir sehr viel mehr Druck ausgelöst, als regelmäßige Prüfungsleistungen erbringen zu müssen. Allerdings haben wir heute das Problem des „Bulimie-Lernens“. Es wird für die Klausuren viel und in kurzen Abschnitten gelernt und nach drei Monaten haben viele den Stoff wieder vergessen.

Volker Ladenthin: Das ist sicherlich ein ganz großes Problem dieser neuen Art des Prüfungslernens, die seit der Bologna-Reform

zugenommen hat. Trotz verpflichtender Vorkurse mussten wir bei Fortsetzungskursen die Themen auch dann wiederholen, wenn sie Inhalt der vorangegangenen Klausur waren. Das war gut, denn dadurch konnten die Prüfenden feststellen, ob die Studierenden die Inhalte wirklich verstanden hatten und anwenden konnten.

Claudia Noack: Ich sehe trotzdem einen Vorteil in der aktuellen Prüfungskultur. Klar, in den Prüfungsphasen war es sehr stressig und intensiv, besonders wenn ich zig Prüfungen gleichzeitig machen musste, was schon einmal vorkam. Aber dadurch war ich nie in der Situation, dass am Ende alles von der Note einer Hausarbeit abhängt. Zwar kann ein Durchfallen je nach Fach das Ende des Studiums bedeuten. Trotzdem befürworte ich dieses strengere System, denn so wird verhindert, dass eine Person eine Klausur zehnfach nachschreibt, um am Ende dann doch festzustellen, dass das Studienfach nicht das richtige für sie ist.

Volker Ladenthin: Genau das, was Sie gerade beschreiben, hat dazu geführt,



dass das alte universitäre System verschult wurde. Für jede einzelne Sitzung müssen Lernziele festgelegt werden, Klausuren sollen der Spiegel des Unterrichts sein, nicht mehr des Studiums. Das hat zur Folge, dass sich die Seminare fast nur noch auf quantitativ anprüfbare Klausurinhalte beziehen. Man kann sich den Luxus spontaner interessanter Diskussionen in den Veranstaltungen kaum mehr leisten.

Claudia Noack: Ich kann mir vorstellen, dass mir für freie Diskussionen in der Lehre weniger Zeit bleibt, als es vielleicht zu Ihrer Studienzeit der Fall war, wenn ich Studierenden gewisse Grundlagen vermitteln muss. Gleichzeitig finde ich es aus eigener Erfahrung aus meinem Studium wichtig, dass Studierende zunächst verstehen, worum es in ihrem Fach geht, und sie für weiterführende Kurse gewisse Voraussetzungen erfüllen müssen. Insofern erscheint mir die stärkere Strukturierung des Studiums durch die Bologna-Reform sinnvoll.

Volker Ladenthin: Durch diese Jahrgangsorientierung durchmischen sich die Studierenden aber nicht mehr so stark wie früher, was ich für eine negative Entwicklung halte. Damals konnten die jüngeren Semester viel von den älteren lernen. Letztere wurden oft bestaunt für das, was sie schon alles wussten und

konnten. Die haben die jüngeren mitgezogen. Jetzt haben wir an den Hochschulen nur noch Kohorten mit dem gleichen Niveau.

F&L: Frau Noack, wie haben Sie den Austausch untereinander im Studium erlebt?

Claudia Noack: Ich hatte ehrlicherweise nie das Gefühl, zu wenig Austausch zu haben, denn ich hatte einen Freundeskreis, in dem wir zusammen gelernt, neue Ideen ausgetauscht und uns dadurch gegenseitig super gepusht haben.

»Wo ich Ihnen Recht gebe, ist, dass der Blick über den Tellerrand hinaus in andere Fächer nur bedingt möglich war.«

Claudia Noack

Aber ja, wir befanden uns alle in einem ähnlichen Studienstatus.

Volker Ladenthin: Ich frage mich, ob der kritische Geist so erhalten bleibt. Für mich bedeutet Universität auch, an ungelösten Herausforderungen zu wachsen, an Überforderungen, die genug Platz im Seminar haben müssen. Ich erinnere mich an eine Studentin, die interessante Denkansätze hatte, die in der Masse an Studierenden, die diesen nicht folgen konnten, aber schlicht untergingen. Ich frage mich, ob das heute typisch oder nur eine zufällige Erscheinung ist.

Claudia Noack: Ich hatte nicht das Gefühl, dass der kritische Geist oder die Kreativität bei mir in Gefahr war. Wenn die Studierenden gut sind, dann können Dozierende aus meiner Sicht auch heute auf sie zugehen und ihre Kreativität fördern.

Volker Ladenthin: Haben Sie sich nicht im Studium mehr Freiheit und mehr Offenheit für andere Denkansätze gewünscht? Wenn man nur Grundlagen und Gesichertes vermittelt, verändert sich der forschende Charakter des Studiums. Außerdem steht Grundwissen in Lehrbüchern. Die muss man eben lesen. Zur Vermittlung von Grundwissen sollte man keine kostenintensive Lehre verschwenden.

Claudia Noack: Ich habe nichts vermisst, denn ich konnte mir das Vorlesungsverzeichnis angucken, und bin zu den Vorlesungen aus meinem Fach hingegangen, die ich spannend fand. Wo ich Ihnen recht gebe, ist, dass der Blick über den Tellerrand hinaus in andere Fächer nur bedingt möglich war. Dafür bleibt heute oftmals leider nicht viel Zeit. Ich fände gut und wichtig, wenn es mehr Austausch zwischen den Fächern gäbe. Das betrifft aus meiner Sicht jedoch nicht nur die Studierendenebene, sondern auch die Forschungsebene.

F&L: Glauben Sie, dass Sie durch die Einblicke in andere Fächer in einem an-



deren Fachbereich gelandet wären, als es jetzt der Fall ist?

Claudia Noack: Ich glaube, dass ich in dieses oder jenes Fach stärker reingeschnuppert hätte, aber nicht, dass ich mich für ein komplett anderes Fach entschieden hätte. Ich wusste recht genau, in welche Richtung ich will, und bin damit nach wie vor sehr zufrieden.

F&L: Wie international haben Sie Ihr Studienumfeld wahrgenommen?

Claudia Noack: Im Bachelor war es noch Voraussetzung, Deutsch zu sprechen. Im Master wurde viel auf Englisch gelehrt und es wurde dadurch deutlich internationaler. Wir hatten viele Austauschstudierende. Fast alle meine Kommilitoninnen und Kommilitonen sind außerdem selbst ins Ausland gegangen und haben dort Scheine gemacht, die hier problemlos anerkannt wurden. Es gab viele Informationsveranstaltungen dazu vorab. Uns wurde es sehr leicht gemacht ins Ausland zu gehen: eine großartige Erfahrung, um den Horizont zu erweitern.

Volker Ladenthin: Während meines Studiums war es für Sprachstudierende selbstverständlich, ins Ausland zu gehen. Bei anderen war es seltener und oft doch mehr – ich spitze jetzt zu – ein Semester in Innsbruck als ein Studium.

Insgesamt waren Mobilität und Auslandsaufenthalte schwieriger zu organisieren, als es heute der Fall ist.

F&L: Über einzelne Aspekte haben wir bereits gesprochen. Wie hat sich die Idee der universitären Bildung durch Bologna aus Ihrer Sicht insgesamt verändert?

Volker Ladenthin: In meinen Augen haben eine Ökonomisierung und eine verstärkte Berufsorientierung stattgefunden. Natürlich muss die Universität auf die Berufswelt vorbereiten, aber es ist für mich ein Unterschied, ob man berufs-

»In meinen Augen haben eine Ökonomisierung und eine verstärkte Berufsorientierung stattgefunden.«

Volker Ladenthin

orientiert oder direkt berufsbezogen ausgebildet. Die starke Berufsbezogenheit hat zur Folge, dass die Berufswelt am Ende bestimmt, was gelehrt wird. Dann ist die Hochschule keine Hochschule mehr. Das ist eine „Verfachhochschulung“ und hat mit dem Wesen der Universität als Mittel zur Veränderung von Praxis nichts mehr zu tun. Hinzu kommt eine Kommerzialisierung, durch die wachsende Ausrichtung in der Forschung auf die Einwerbung von Drittmitteln. Das geht in manchen Fächern besser, in anderen nicht so gut. Es hat aber immer zur Folge, dass für den Markt geforscht wird.

F&L: Was ist die Konsequenz daraus?

Volker Ladenthin: Es wird immer weniger marktkritisch geforscht, sondern mehr, was dem Markt zuträglich ist. Hinzu kommt, dass diejenigen im Vorteil sind, die geschickt im Einwerben von Drittmitteln sind. Es ist zudem zu wenig Geld für die Überprüfung von Forschungsergebnissen durch kritische Folgestudien da. In meiner Profession: Es gibt keine Studie, die die Folgen der PISA-Studien mit ähnlich ausgestattetem Etat erforscht hätte. Aber es wurden, etwa in der Grundschule, neue Techniken – wie das Schreiben nach Hören – eingeführt, bevor sie gründlich erforscht worden sind, weil es Geld gab. Für gute wissenschaftliche Antworten auf gesellschaftliche Fragen brauchen wir Forschung, bei der finanzielle Kriterien

keine dominante Rolle spielen. Man musste immer Mittel einwerben, das ist klar, aber dass das Geld zu einem derart harten Kriterium geworden ist, das ist schwierig.

F&L: Frau Noack, Sie haben die Universität vor der Bologna-Reform nicht erlebt, aber die Diskussion über das Davor und Danach. Was sagen Sie: Ist der Kern der universitären Idee verloren gegangen?

Claudia Noack: Da bin ich zwiegespalten. Ich bin auch auf jeden Fall dagegen,

dass man Studierende für spezifische Jobs ausbildet. Gleichzeitig sehe ich am Beispiel meines Fachbereiches, dass es durchaus Überschneidungen gibt von Qualifikationen, die sowohl im akademischen Bereich als auch in vielen Jobs außerhalb der Universität gesucht werden wie ein guter Umgang oder Interpretationen von statistischen Daten. Eine Förderung solcher Qualifikationen halte ich durchaus für sinnvoll.

F&L: Wie nehmen Sie den Druck wahr, Drittmittel einzuwerben?

Claudia Noack: Ja, da gibt es sicherlich einen gewissen Druck. Ich kann allerdings schwer beurteilen, ob das vor der Bologna-Reform anders war.

F&L: Wenn Sie sich vorstellen, Sie wären Studentin oder Student im jeweils anderen System gewesen – wie hätte das Ihre bisherige wissenschaftliche Laufbahn geprägt?

Claudia Noack: Ich hätte mir noch mehr andere Fächer angehört, um mich weiterzuentwickeln, denn dafür war einfach nicht viel Zeit. Gleichzeitig wäre ich vermutlich nicht auf so unkomplizierte Weise ins Ausland gegangen. Das wäre schade gewesen.

Volker Ladenthin: Meine Erfahrung im Studium war die, dass man lernte, sich zu organisieren. Das hat mir das ganze Leben lang geholfen, denn ich hatte gelernt, wie man sich selbst Druck macht. In einem Bachelor- und Masterstudium hätte ich das nach meinem Empfinden nicht so gut gelernt.

F&L: Wo sehen Sie sich denn als Volker Ladenthin, wenn Sie durch ein Bachelor- und Master-System gegangen wären?

Volker Ladenthin: Die Erzählungen über das Studium versetzen mich heute in Angst und Panik, und ich weiß gar nicht, ob ich in der heutigen Zeit noch gerne studiert hätte. Man lernt verantwortlich, und dann kommt dauernd jemand, der überprüft, ob man verantwortlich gelernt hat. Da ist so eine Art Kontrollgesellschaft entstanden. Für uns Professorinnen und Professoren war das eine systembedingte Kränkung, und ich glaube, die meisten meiner Kolleginnen und Kollegen haben diese neue Kontrolle auch der Lehre nicht als zielführend empfunden.

F&L: Würden das Lehren und Prüfen, wie Sie es erlebt haben, noch in die heutige Zeit passen?

Volker Ladenthin: Ich blicke nicht sehnsüchtig auf mein Studium zurück. Damals war es gut so, aber heute geht das nicht mehr. Das Studium ist stärker verrechtlicht; Lehre und Evaluation sind curricular gesteuert und dadurch effizienter. Ausbildungskosten müssen öffentlich verantwortet werden und für den Einzelnen finanzierbar sein. Allein die große Zahl der Absolventen muss verwaltet werden können. Gleichzeitig halte ich das System jetzt für überreguliert.

Denken Sie an die aufwendigen bürokratischen Verfahren bei der Akkreditierung. Das bindet so viel Energie und macht alles so schwerfällig. Lehrinhalte hat man früher zügig in ein paar Sitzungsstunden grob festgelegt, jetzt sitzt man Tage daran, um operationalisierte Lernziele zu formulieren, und orientiert

»Das Studium ist stärker verrechtlicht; Lehre und Evaluation sind curricular gesteuert und dadurch effizienter.«

Volker Ladenthin

sich dabei an vorgegebenen Formulierungen: Lehrplanlyrik.

Oder schauen wir auf die Studien-nachweise: Früher gab es unbenotete und benotete Scheine, die in 20 Sekunden ausgefüllt waren. Auf den unbenoteten Scheinen wurde nur vermerkt, ob man bestanden hatte oder nicht. Jetzt wird die Benotung zeitaufwendig am PC eingegeben, in Kommanoten ausdifferenziert. Mir ist vollkommen unklar, wie und was da überhaupt gemessen wird. Ich halte das für eine Scheinobjektivität und – außerhalb von Multiple-Choice-Verfahren – dem subjektiven Urteilen nicht entzogen.

Claudia Noack: Meines Erachtens ist es wichtig, dass man Noten vergibt und auch nicht nur zwischen exzellent bestanden, bestanden und nicht bestanden unterscheidet. Insofern scheint es naheliegend, das analog zum Notensystem in der Schule zu gestalten.

Volker Ladenthin: Da möchte ich widersprechen, denn es gibt einen Unterschied zwischen Lernen und Studieren. Beim Lernen kann man das machen, aber Studienqualität zu messen, ist weit-

aus komplexer. Ich bin der Meinung, dass das Studieren Qualifikationen abverlangt, die man nicht gut messen kann, zum Beispiel Kreativität, Ideenreichtum und Multiperspektivität. Sie bekommen die Verbindung zwischen Universität und Beruf nie so hin, dass man sagen kann, die oder der war an der Universität erfolgreich und wird es daher auch im Beruf sein.

F&L: Welche gesellschaftlichen Entwicklungen werden die Struktur der Universitäten in den kommenden Jahren Ihrer Erwartung nach prägen?

Volker Ladenthin: Ich glaube, dass die Universität davon geprägt sein wird, dass die Welt immer komplexer und schnelllebiger wird, wie wir es aktuell etwa an den Entwicklungen in der Künstlichen Intelligenz sehen. Da ist Flexibilität gefragt und nicht Kontrolle. Wir werden zudem eine immer stärkere Spezialisierung von Wissen an den Universitäten beobachten, das sinnvoll in Bezug zueinander gesetzt werden muss, damit sich dieses Spezialwissen wechselseitig bereichert. Außerdem wird man im Studium projektorientiertes und problemlösendes Lernen stärker betonen müssen. Davon verspreche ich mir eine bessere Wahrnehmung unserer komplexen Wirklichkeit.

Claudia Noack: In der Tat könnte man über eine Stärkung der Projektarbeit diskutieren. An manchen ausländischen Universitäten wird die Kleingruppenarbeit viel mehr gefördert. Dieses System hat allerdings natürlich auch ihren Preis, weil mehr personelle Kapazitäten gebraucht werden.

F&L: Universitäten bewegen sich seit jeher im Spannungsfeld zwischen dem Vorwurf, zu elitär zu sein und dem Anspruch, exzellent zu forschen. Worin sehen Sie das Ideal für die Zukunft?

Volker Ladenthin: Wer leistungsstark ist, muss nicht unbedingt elitär sein. Die Wendung des Leistungsbegriffs in den negativ konnotierten Elitebegriff halte ich für problematisch. Das Wort Universität wird nicht mehr gerne genannt. Heute soll ich mich Hochschullehrer und nicht Universitätsprofessor nennen. Ich lehre aber nicht, sondern ich doziere an der Universität. Die Studierenden

lernen nicht, sie studieren. Das ist ein himmelweiter Unterschied. Als Lehrer lege ich fest, was ich erreichen will. Beim Dozieren geht es darum, jemanden anzustoßen, mich zu überholen. Als Dozent möchte ich anstoßen, dass mein Gegenüber besser ist als ich, und wenn dem so ist, dann freue ich mich.

Claudia Noack: Meiner Meinung nach sollte die Forschung an Universitäten auch in Zukunft ohne Frage exzellent sein, denn dies ist für die gesamte Gesellschaft von großer Bedeutung. Das steht aus meiner Sicht nicht im Widerspruch dazu, dass man gleiche Zugangsvoraussetzungen für Studierende zu ermöglichen und eine sehr hohe Leistungsbereitschaft fordert. Meiner Erfahrung nach haben gerade die besten Forscher ihres Feldes, die zum Beispiel einen Nobelpreis bekommen haben, die beste Lehre gehalten und Studierende für ihre Fächer begeistern konnten.

F&L: Wie müsste die nächste Reform aussehen?

Claudia Noack: Man sollte den Eintritt ins Studium für junge Menschen aus bildungsfernen Elternhäusern viel einfacher machen, denn nach wie vor ist es für sie schwierig, an die Hochschulen zu kommen. Ich höre von Freundinnen

»Es wäre großartig, wenn das Studium noch internationaler werden würde.«

Claudia Noack

und Freunden immer wieder, dass die akademische Welt für sie eine fremde Welt war, deren impliziten Regeln sie nicht beherrscht und sich dadurch ausgeschlossen gefühlt haben. Auch wäre es großartig, wenn das Studium weiterhin noch internationaler werden würde. Es wäre gut, wenn der Bachelor schon auf Englisch unterrichtet werden würde, da wir so noch mehr internationale Studierende gewinnen könnten. Die Hürde, ins Ausland zu gehen, würde weiter sinken.

Volker Ladenthin: Das Problem der Hürden zum Studium löst sich schon al-

lein dadurch, dass wir durch den wachsenden Anteil von Abiturientinnen und Abiturienten immer mehr akademische Eltern haben werden. In Zukunft wird gesamtgesellschaftlich die Zahl der Eltern abnehmen, die keine Akademi-

ker sind. Ich denke, dass es wichtiger ist, an der Universität Leistungsbereitschaft zu fordern, im Sinne von Klasse statt Masse. Es sollten diejenigen studieren, die leistungsorientiert und leistungsfähig sind. Vielleicht ist

es sogar ein Teil dieser Leistungsfähigkeit, dass man sich selbst organisieren kann. Weg vom betreuten Studieren. Wenn wir die Universitäten noch weiter für die Berufsausbildung nutzen, ist das nicht gut. Das Studium dadurch verbessern zu wollen, dass es fachlich immer breiter und immer pragmatischer wird, das halte ich für verhängnisvoll. Stattdessen sollte man sich wieder stärker auf die eigentlichen Forschungsaufgaben der Universität fokussieren.

Die Fragen stellten Friederike Invernizzi und Katrin Schmermund.

Anzeige



„Das facettenreiche Studium lässt sich sehr gut sowohl mit meinem Beruf als auch mit meiner Familie vereinbaren.“

Melanie M.



HOCHSCHULE OSNABRÜCK
UNIVERSITY OF APPLIED SCIENCES

ZERTIFIKATSPROGRAMM HOCHSCHUL- UND WISSENSCHAFTSMANAGEMENT (DAS)

Diploma of Advanced Studies 210-146mm, mit

Berufsbegleitende Weiterbildung im Umfang von **30 ECTS**

Individuell & flexibel – **Studium Hochschul- und Wissenschaftsmanagement** an der Hochschule Osnabrück

- Betriebswirtschaftliche Managementkenntnisse
- Führungstraining
- Starke Praxisorientierung
- professionelles Netzwerk

Wir bieten ein flexibles Studienkonzept ausgerichtet auf Berufstätige, Kontaktphasen in Blöcken an Wochenenden mit integrierten Online-Phasen und mit individueller Betreuung und Beratung.

Neugierig geworden? Informieren Sie sich auf www.hs-osnabrueck.de/das-wissenschaftsmanagement



Kompetenzzentrum
HWM
Hochschul- und Wissenschaftsmanagement